

Gibt es ein Berufsleben nach dem Studium?

Zum Umgang mit beruflichen Perspektiven von KunsthistorikerInnen

Szenen einer Tagung (Neuhardenberg, November 1993)

»Großvater erzählt« – mit diesen Worten faßt Willibald Sauerländer seine Rückschau auf die Entwicklung der Kunstgeschichte als Fachdisziplin seit 1945 zusammen. Die unterschiedlichen Generationen der TagungsteilnehmerInnen folgen mit großer Aufmerksamkeit und finden ihre individuellen berufsbiografischen Bezugspunkte. Bei vielen der »Jüngeren« (dazu zähle ich die Altersgruppe bis 45 Jahren) stellt sich vielleicht dieser Eindruck ein: Sauerländer – das sympathische Fossil aus einer Zeit, in der das Studium der Kunstgeschichte noch in ein erfülltes Berufsleben führte ... irgendwie schön, aber irgendwie auch sehr exotisch, weil dies alles wenig mit der beruflichen Lebenswelt freiberuflicher WerkvertragsnehmerInnen, ProjektmitarbeiterInnen, PendlerInnen zwischen »Berufs-« und »Jobarbeit«, VolontärInnen, ABM-Angestellten und solchen zu tun hat, die – inzwischen in völlig anderen Berufen – auf UV-Tagungen ein bißchen kunsthistorische Identität auftanken wollen. (Um korrekt zu bleiben: Am Ende der Tagung habe ich ein »Jung-Fossil« entdeckt, das in den neuen Bundesländern eine unbefristete Stelle besitzt – als Kunsthistoriker!).

Die Diskussion im Tagungsraum reflektiert nach Sauerländers Beitrag die fachgeschichtliche Entwicklung und die Herausbildung wissenschaftlicher Tendenzen in Ost und West im Nachkriegsdeutschland.¹ Die Gespräche am Rande zielen auf einen anderen Aspekt: Welche Berufsperspektiven haben jüngere KunsthistorikerInnen heute? Welche Strategien und Lebensentwürfe existieren, wenn klar umrissene Berufsfelder und feste Arbeitsplätze den Ausnahmefall darstellen?

»Ich würde wohl Würstchen verkaufen« – mit diesem Satz löste Sauerländer in einem der Randgespräche Reaktionen aus, die die Lage exemplarisch beleuchten: Die einen hören diese Worte verbunden mit dem Klang von Selbstironie, realistischer Selbsteinschätzung und Mitgefühl für die nachwachsende KollegInnen-Generation. »Pragmatische Haltung« – stellt die Runde an meinem Tisch beim Abendessen fest. Auf das »Würstchenverkäufer-Bild« werden einige berufsbiografische Daten projiziert: Verkäuferin im Bioladen, Kursleiter an der Volkshochschule, Geschäftsführerin im Weingeschäft, auch die Mitarbeit an einzelnen Ausstellungsprojekten hie und da ...

Die Konversationsversatzstücke derer, die durch ein mehr oder weniger kunsthistorisch bestimmtes Berufs-Mix nach dem Studium offensichtlich nicht enttäuscht wurden, sind plötzlich mit einer Gegenposition konfrontiert, die im Dissenz mündet: »Wir sind voll ausgebildete KunsthistorikerInnen, für die es eine Fülle fachlich sinnvoller und gesellschaftlich wichtiger Tätigkeiten gäbe. Wir haben einen Anspruch darauf, unsere Qualifikation auszuüben und andere Gewichtungen in den öffentlichen Haushalten zu fordern.« Die Kollegin, die dies vehement vertritt, sieht in dem Würstchenverkäuferbild Zynismus und fühlt sich dadurch verletzt. Auch der Ulmer Verein (UV) sei gefordert, für den Ausbau von Planstellen und die materielle Absicherung freiberuflicher kunsthistorischer Arbeit einzutreten. Auf der anschließenden

den Mitgliederversammlung kommt über diese Sichtweisen und mögliche Schlußfolgerungen keine rechte Auseinandersetzung auf. Ich gestehe: ich gehörte zu denjenigen, die eine Forderung nach mehr Arbeit für KunsthistorikerInnen ziemlich absurd fanden. Ich bin sogar der Auffassung, daß es, gemessen an anderen gesellschaftlich »wichtigen« Aufgaben (z.B. im Sozial- und Bildungsbereich), eine komfortable Stellenausstattung in solchen Institutionen gibt, in denen KunsthistorikerInnen traditionell tätig werden. Dies mag an meinem persönlichen Blickwinkel liegen (ich bin Pädagoge und Kunsthistoriker und habe wechselweise in beiden Feldern meine Berufstätigkeit in freien, befristeten und festen Tätigkeiten ausgeübt). In Recherchen für diesen Beitrag habe ich dieselbe Haltung aber auch bei »puren« KunsthistorikerInnen meiner Generation (Studienbeginn Anfang/Mitte der 70er Jahre) gefunden.

Mich bewegte nach der skizzierten Erfahrung der Tagung die Frage, ob ein Studium der Kunstgeschichte angesichts einer seit vielen Jahren äußerst begrenzten Arbeitsmarktlage auf bestimmte Wissenschaftsgebiete, Berufsfelder und Aufgaben in Planstellen ausgerichtet sein darf? Denn grundsätzlich änderte sich nichts an der Problematik, wenn es zukünftig mehr Planstellen gäbe. Macht nicht gerade die Ausrichtung auf ein konventionelles Bild von Berufstätigkeit, das seit den 70er Jahren nur für eine Minderheit von AbsolventInnen des Studienfachs Wirklichkeit wird, unfähig, Qualifikationen zu nutzen und existenzsichernde und befriedigende Berufsarbeit zu finden? Wie können Studienpraxis und individuelle Lebensentwürfe der Studierenden hierfür Perspektiven aufbauen?

Was machen eigentlich meine KommilitonInnen aus den 70ern?

Der Blick in die Vergangenheit durch Telefonate, Berichte und Kontakte auf Tagungen ist zufällig und insofern empirisch unbrauchbar. Aber die Tendenzen sind deutlich ablesbar: Von denjenigen KommilitonInnen, die mir aus meinem Studienzeitraum von 1974 bis 1980 an zwei Hochschulorten in profilierter Erinnerung blieben, kann ich nach reiflicher Überlegung 6 InhaberInnen von unbefristeten KunsthistorikerInnenstellen festhalten (in Museen und im Denkmalschutz). Ich begegne vielen freiberuflich Tätigen, vor allem in der Kunstvermittlungsarbeit in Ausstellungen und Volkshochschulen. Einige schreiben in Kunstzeitschriften, arbeiten bei der Redaktion von Ausstellungskatalogen mit, konzipieren Ausstellungen und deren Medienbegleitung. Einige tun dies wohl »freiberuflich-hauptberuflich«, andere neben familiären Verpflichtungen (wobei mir auffällt, daß die kinder- und haushaltsversorgenden KunsthistorikerInnen auf beide Geschlechter gleich verteilt sind, während die LebenspartnerInnen nicht unbedingt in kunstgeschichtlichen Berufsfeldern feste Stellen besitzen). Einige hatten vor Beginn des Kunstgeschichtestudiums einen anderen Beruf und arbeiten vorwiegend wieder in diesem früheren Arbeitsgebiet. Diejenigen, die sich ihr Studium voll oder weitgehend selbst finanzierten, sind dort manchmal »hängengeblieben«, wobei die Arbeit mit dem Studium gar nichts zu tun haben kann oder die akademische Qualifikation als KunsthistorikerIn »Türöffnerfunktion« für hochqualifizierte Tätigkeit in anderen Berufsfeldern hatte. Bei meiner Zeitreise begegnen mir auch solche, die aus dem Kunstgeschichtsgeschäft ganz ausgestiegen sind. Bei einigen ist die Zukunft offen: Die Perlen befristeter Verträge stellen sich nach Jahren als eine Kette kunsthistorischer Berufsbiografie dar – zu der

noch weitere Perlen hinzukommen können oder die gar mit einer Planstelle geschlossen wird. Und dann gibt es noch Versuche unternehmerischer Selbständigkeit: Galerien, Art-Consulting und Studienreisen. Daß irgendwo bisher nennenswertes Geld verdient wurde, eine soziale Absicherung oder Altersversorgung gewährleistet ist, erkenne ich nicht. Finanziell erfolgreich sind wohl nur diejenigen, die den Studienabschluß als »Türöffner« in andere hochqualifizierte Berufsfelder nutzen.

Grund zur Resignation? Zum dringenden Abraten vom Studium der Kunstgeschichte? – Bei einzelnen längeren Gesprächen mit ehemaligen KommilitonInnen ist mir niemand begegnet, die/der die Studienfachentscheidung nachträglich bereut.

Biografische Notizen aus Gesprächen mit vier ehemaligen Kommilitoninnen

A. (w., 38, Studienbeginn 1976):

»Die wichtigste Begegnung war eine engagierte Lehrbeauftragte, – als freiberufliche Einzelkämpferin, aber eingebunden in die Reformbewegung des Faches.«

Nach dem Abitur wollte A. kein »theoretisches« Studium aufnehmen. Nach Ablehnung an einer Fachhochschule für Gestaltung begann sie eine Lehre als Grafik-Designerin. Es stellte sich schnell heraus, daß diese Ausbildung kein Ersatz war. So entwickelte sich der Wunsch, »irgendetwas mit Kunst zu studieren«, zum Studium der Kunstgeschichte. Konkrete Vorstellungen über die Berufstätigkeiten von KunsthistorikerInnen gab es zu Studienbeginn noch nicht. Natürlich wußte A., daß man nach dieser Ausbildung im Museum arbeiten könnte, aber solche Fragestellungen beschäftigten sie damals nicht. Sie wollte »mal gucken, sich einlassen«. Hinzu kam, daß vom Elternhaus keinerlei Erwartungsdruck bestand, – ein Studium war dort etwas Fremdes und wenig Einschätzbare. Eine wichtige Zäsur stellte eine Reihe von Seminaren zur Kunstvermittlung, Museumspädagogik und Erfahrungen im Lauf von Exkursionen zu den neuen Museumsansätzen der 70er Jahre und archäologischen Rekonstruktionen dar. Dabei wurde klar, daß die berufliche Zukunft nicht in Museen und Archiven liegen würde. Wichtig war in diesem Zusammenhang auch die Erfahrung im Umgang mit Lehrbeauftragten. Diese arbeiteten freiberuflich in der Vermittlungsarbeit. Sie strahlten großes persönliches Engagement aus, – auch Einzelkämpfertum, das jedoch eingebunden war in eine Bewegung gegen herrschende Vorstellungen in der Kunstgeschichte. A. wollte als Kunsthistorikerin nicht nur den Blick auf die »Gegenstände« oder Forschungsfragen richten, sie wollte mit Menschen zu tun haben, etwas in der Auseinandersetzung mit ihnen und der Kunst bewegen. Die Frage nach dem Broterwerb war nie von zentraler Bedeutung und klärte sich gewissermaßen nebenher. A. finanzierte ihren Lebensunterhalt immer durch allemöglichen Jobs selbst. Der Übergang vom Studium zur Berufstätigkeit als Kunsthistorikerin war insofern fließend: Arbeiten als Reinigungskraft und Verkäuferin kombinierten sich mit Kursen an der Volkshochschule, mit museumspädagogischen Angeboten und selbstorganisierten Studienreisen. In den letzten Jahren basieren alle freiberuflichen Tätigkeiten auf ihrer kunsthistorischen Qualifikation.

Im Studium wurden dafür einige Fertigkeiten entwickelt: Vor allem die, an Informationen heranzukommen, sie zu bearbeiten und an andere zu vermitteln. A. erinnert sich, eigentlich nur Veranstaltungen besucht zu haben, zu denen sie Lust

hatte. Sehr wichtige Erfahrungen waren mit Blick auf spätere berufliche Tätigkeiten Gruppenarbeiten mit KommilitonInnen und die Arbeit als studentische Tutorin.

A. stellt rückblickend fest, daß schon zu Beginn ihres Studiums das Bild von einer festumrissenen beruflichen Zukunft unangebracht war. Sie betont, heute zu ihrer eher niedrig bezahlten freiberuflichen Tätigkeit zu stehen. Sie macht sie gern. »Ich verbräme nicht, daß ich keine Stelle habe.«

B. (w., 45, Studienbeginn 1970):

»Ich hätte mir sehr ein Praktikum gewünscht.«

Die kombinierte Schul- und Tänzerinnenausbildung brach B. kurz vor dem Abitur ab. Der enorme Leistungsdruck entsprach nicht ihren Zukunftsvorstellungen. B. ging für einige Jahre zurück in ihr Geburtsland, die USA. Im Laufe von Job-Arbeit als Stadtführerin entdeckte sie ihr Interesse, anderen Menschen die Zusammenhänge von Kunst und Kultur zu vermitteln. Dies war eigentlich ein pädagogischer Blickwinkel. Eine pädagogische Ausbildung assoziierte damals jedoch eher Abschreckendes.

Nach der Rückkehr nach Deutschland und einer besonderen Aufnahmeprüfung wurde B. 1970 für das Studium der Kunstgeschichte zugelassen. In der Rückschau erinnert B. das Studium, das sie 1977 abgebrochen hat, als »sehr theoretisch«. Es gab keinerlei praktische Bezüge in den Veranstaltungen, – sieht man einmal von einer Tätigkeit als studentische Hilfskraft ab. Als Mangel stellt sie fest, daß außer dem wissenschaftlichen Stoff »nichts an uns herangetragen wurde«.

Die Teilnahme an einer archäologischen Grabung fiel zeitgleich zusammen mit der privaten Entscheidung zu heiraten und Kinder großzuziehen. Diesen Entschluß sieht B. aus dem Abstand heute auch als »Flucht« vor einem Studium, in dem sie ihre persönlichen Interessen kaum verwirklichen konnte. Nach einem längeren Auslandsaufenthalt kehrte sie nach Deutschland zurück und arbeitete 8 Jahre als Erzieherin und in der Organisation in einem Internat. Jetzt will sie eine Neuorientierung wagen und riskierte dafür auch die Aufgabe der materiellen Sicherheit einer Anstellung. Sie lebt allein und ist auch weitgehend allein für die Versorgung ihrer Kinder zuständig (die ihre Mutter in ihren Plänen unterstützen!). Die Interessen kreisen immer noch zwischen Tanz, Theater und der Vermittlung von Kunst. Die Zeit der Arbeitslosigkeit nutzt B. dazu, alte Kontakte wieder aufzunehmen, neue zu knüpfen – und sie macht einen EDV-Intensivkurs (»weil man diese Kenntnisse auf jeden Fall braucht!«). Noch ist alles offen – auch was die Kunstgeschichte anbelangt. In den vergangenen Jahren hörte sie oft, das Studium seien verlorene Jahre gewesen. Sie sieht dies ganz entschieden anders: Sie hat gelernt, an eine Sache heranzugehen, mit An- und Überforderung umzugehen, Interessengebiete herauszubilden und an andere heranzutragen, Informationen zu beschaffen und zu systematisieren, Kontakte zu knüpfen und vor allem: »Sich etwas zu trauen!«

C., (w., 50, Studienbeginn 1971)

»Endlich ein Studium, das ich wirklich machen wollte!«

C. wollte mit 28 Jahren endlich das Studium machen, das sie schon nach dem Schulabschluß angestrebt hatte. Rigide Vorgaben des Vaters und fehlendes Selbstbe-

wußtsein, dem etwas entgegenzusetzen, zwangen sie in den Beruf der Bibliothekarin. Nach fünf Jahren Berufstätigkeit war der Wunsch nach Veränderung so groß, den Schritt ins Studium und in eine vergleichsweise ungewisse Zukunft zu wagen. Das Interesse an Kunst, Geschichte und vor allem Malerei verband sich beim verspäteten Studienbeginn mit dem Gefühl, froh zu sein, endlich das tun zu können, was den eigenen Neigungen entspricht. Nach einigen Semestern ließ sich C. scheiden und konnte mit dem elternunabhängigen Bafög die Ausbildung auf »eigenen Füßen« angehen. Berufliche Perspektiven spielten dabei eine vage Rolle und waren mit dem ersten Ausbildungsberuf verbunden: zur Not höherer Bibliotheksdienst, vielleicht Verlags- und Lektoratsarbeit? Während des Studiums hat sich C. um eine direkte Auseinandersetzung mit »Berufsperspektiven« eher »herumgedrückt« und entsprechende Seminarveranstaltungen (z.B. zur Kunstvermittlung) gemieden. Ein wichtiges Erfahrungsforum boten dagegen Hochschulpolitik und Gremienarbeit. Das hier gewonnene Selbstbewußtsein führte zu wichtigen Veränderungen der Lebenssituation, zur Unabhängigkeit. Im Studium erlebte C. positiv, daß ein Hochschullehrer die Studierenden dazu motivierte, sich in der Fachszene – z.B. auf Tagungen – umzusehen und Kontakte zu knüpfen. Die Arbeit an einer Dissertation wurde nach der Geburt eines Kindes für mehrere Jahre unterbrochen. C. gab dieses Vorhaben nie auf. Die Arbeit an der Dissertation hat für sie auch einen großen Stellenwert in der Selbstqualifikation: Recherche, Materialsichtung, Knüpfen von Kontakten, Gewichtung und Inventarisierung nach spezifischen Fragestellungen. Eine ABM-Stelle gab nach dem Studienabschluß diesen Interessen und Fähigkeiten ein neues Handlungsfeld. Es folgten Werkverträge, die inhaltlich mit C.s Forschungsgebieten korrespondierten und z.T. mit der Publikation von Büchern zu tun hatten. C. stellt für sich fest, daß sie bisher Glück gehabt hat mit freiberuflichen Aufträgen, die von außen an sie herangetragen wurden.

D. (w., 39, Studienbeginn 1974)

»Der eigentliche Sinn ergab sich aus der Kombination von studienbegleitenden Jobs und Studieninhalten.«

Aus den positiven Erfahrungen des Kunstunterrichts heraus wollte D. eine Ausbildung als Grafikerin machen oder eine Kunstakademie besuchen. Zwischen Abitur und Berufsausbildung schob D. ein Praktikum beim Stadttheater ihres Wohnortes ein. Als Bewerbungen an den Kunsthochschulen scheiterten, entschied sie sich, etwas »Verwandtes« zu studieren: Kunstgeschichte. Ihr war schon damals klar, daß sie mit dieser Ausbildung vermutlich »nie auf einen grünen Zweig kommen« würde: »Ich konnte mir eigentlich zu keiner Zeit richtig vorstellen, eine Stelle als Kunsthistorikerin zu bekommen.« Aus diesem Grund war ihr der Studienabschluß – die Promotion – immer besonders wichtig. D. versteht diesen Abschluß als einen generellen berufsqualifizierenden Nachweis – über das kunstgeschichtliche Terrain hinaus.

Da sich D. ihr Studium voll selbst finanzieren mußte, hatte sie frühzeitig Einblick in verschiedene Gebiete: Sie arbeitete vor allem in der Verwaltung, – z.B. im Auktionshaus, im Kunstverein, in der Spedition und in einem großen Verlagshaus. Im Verlag erwarb sie EDV-Kenntnisse und konnte auch mit dieser Fähigkeit ihre Dissertation erstellen.

Nach dem Studienabschluß gab es unzählige Bewerbungsversuche in verschie-

denen traditionellen Gebieten der Kunstgeschichte. Die Erfahrung, daß sich ältere KommilitonInnen über 5, 10 und mehr Jahre als KunsthistorikerInnen bewerben, gab den Anlaß, Alternativen zu erschließen. Heute arbeitet D. als Redakteurin in dem Verlagshaus, in dem sie als Studentin jobbte. Diese Arbeit setzt eine akademische Qualifikation voraus, jedoch nicht unbedingt die einer Kunsthistorikerin. Mit kunstgeschichtlichen Inhalten hat D. heute nur noch punktuelle Berührung – z.B. bei redaktionellen Bezügen oder der Auswahl von Bildmaterial. Obwohl D. vor allem die unterschiedlichen Erfahrungen der studienbegleitenden Jobs als »berufsqualifizierend« bewertet, hat sie auch das Studium der Kunstgeschichte auf den Beruf vorbereitet: Sie lernte dort zu schreiben, zu beobachten, zu analysieren und auch eine »Stilsicherheit« zu entwickeln. Der »Sinn ergab sich aus der Kombination von Studium und Jobs.«

Berufstätigkeit als Konstruktion

Die Lehrangebote kunstwissenschaftlicher Ausbildung orientieren sich in der Praxis an fachwissenschaftlichen Inhalten und Methoden, die punktuell mit berufspraktischen Fragestellungen verbunden sind (z.B. Architekturgeschichte und Denkmalschutz, Kunstgeschichte der Malerei und museale Bearbeitung usw.). Ohne weiter auf das weite Feld von Studiencurricula kunstwissenschaftlicher Ausbildung einzugehen, ohne Schwerpunkte einzelner Studienorte und hochschuldidaktischer Gewichtungen (z.B. in Studienprojekten) zu untersuchen, kann doch grundsätzlich folgende These angenommen werden: Lehrende und Studierende lassen sich auf ein weitgehend geschlossenes System ein, in dem alle davon ausgehen sollen, die vermittelten fachwissenschaftlichen Inhalte und Wissenschaftsmethoden würden nach Studienabschluß in den traditionellen Berufsfeldern der Kunstwissenschaft (Museum, Hochschule, Denkmalschutz, Medien, Kulturverwaltung) münden.

Spätestens seit 1970 entwickelte sich das Studienfach – trotz Zugangsbeschränkungen – zum »Massenfach«. Die Wahrscheinlichkeit, je einen festen Arbeitsplatz zu erhalten, wurde mit der deutlich ansteigenden Zahl der Studierenden und AbsolventInnen immer geringer. Diese Entwicklung ist kein besonderes Merkmal des Faches Kunstgeschichte, sondern gilt für eine Vielzahl akademischer Disziplinen, vor allem jedoch für die Geisteswissenschaften. In den letzten Jahren verschärfte sich in einigen Berufsfeldern die Konkurrenz mit neuen interdisziplinären Studiengängen (Angewandte Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie, Ästhetische Bildung), die praxisorientierte Zugriffe zukünftiger Berufstätigkeiten integrieren (z.B. Betriebswirtschaft, Medien-/Öffentlichkeitsarbeit, Pädagogik). Das Aufrechterhalten der Fiktion originärer kunstwissenschaftlicher Berufstätigkeit setzt bei nüchterner Betrachtung auf elitäre Ausbildung, bei der die »Besten und Stärksten« die wenigen Arbeitsplätze erhalten werden. Für den Rest der Studierenden bliebe allein der Studienzweck »an sich«, den allenfalls die »höheren Töchter und Söhne« ohne profane Notwendigkeiten des Broterwerbs genießen könnten.

Die biografischen Gesprächsnotizen verdeutlichen, daß die Erwartung eines festen Arbeitsplatzes weder die Motivation zu Studienbeginn noch das Studium selbst bestimmten. Als berufsqualifizierende Momente werden entweder die intensive Auseinandersetzung mit potenziellen Berufsfeldern, allgemeine wissenschaftli-

che und personale Kompetenzen genannt. Vor allem letztere sind nur bedingt an die Inhalte des Studiums der Kunstgeschichte gebunden und vermitteln sich vor allem über Arbeits- und Umgangsweisen in Seminaren, Praxisbezügen und in der Verbindung von Studien- und Job-Erfahrungen. Aus der Rückschau wird das Studium in erster Linie als »Lebenserfahrung« und weniger als »Aneignung kunstwissenschaftlichen Wissens« erlebt. Die Schlußfolgerung hieraus könnte sein, daß die Konzentration auf das »Fachwissen« den Blick auf solche berufsqualifizierenden Erfahrungen verstellt.

Was bedeutet eine solche Sichtweise für das Fach Kunstgeschichte an der Universität, das den Anspruch erhebt, inhaltlich und methodisch Forschung differenziert zu vermitteln und weiterzuentwickeln? Sicherlich kann die Konsequenz nicht darin liegen, die Ausbildung so zu strukturieren, daß sich die Inhalte allgemeinen Kompetenzen (Selbständigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit, Denken in Zusammenhängen usw.) unterordnen. Es zeigte sich in den Gesprächsnotizen ja auch, daß handlungsorientierte Zugriffe (z. B. museumspädagogische) sehr unterschiedlich erlebt wurden: Während für A. die Teilnahme an Seminaren zu Ausstellungsführungen im Museum das identitätsstiftende Studienereignis war, vermied C. dieselben Veranstaltungen gerade wegen ihres berufspraktischen Bezuges. Beide Erlebnisweisen werden verständlich, wenn man erfährt, daß A. den pädagogischen Umgang mit dem Gegenstandsbereich der Kunstgeschichte suchte, während C. jeder Anwendungsbezug zunächst unwichtig war, weil genau dieser sie in ihre erste ungewollte Ausbildung gezwungen hatte. Beide, sowohl A. als auch C. haben in ihrem individuellen System des Studiums auf ihre Weise Selbständigkeit, Selbstbewußtsein und berufsfeldorientierte Handlungskompetenz erworben.

Das Beispiel zeigt, daß keinesfalls gefordert werden sollte, alle Gegenstände des Faches berufsfeldorientiert und anwendungsbezogen aufzubereiten. Es geht vielmehr um die Mischung aus fachwissenschaftlicher und praxisorientierter Auseinandersetzung mit Inhalten, Methoden und Berufsfeldern der Kunstgeschichte. Damit die Herausbildung beruflicher und personaler Schlüsselkompetenzen jedoch weniger Ergebnisse des Zufalls sind – wie die vier Berufswege vermuten lassen –, ist eine Differenzierung hochschuldidaktischer Prozesse erforderlich. Die Reflexion dessen, was der Umgang mit dem Stoff und die Umgangsweisen dabei für Studierende, für Lehrende und zwischen den Studierenden und HochschullehrerInnen bedeuten, erfordert Zeit und entsprechende Organisationsstrukturen. Versuche, themenorientierte Schwerpunkte, Projektphasen, fächerübergreifende Studienprogramme, Kooperationen mit Institutionen und Zielgruppen außerhalb der Hochschule zu planen, – der Wechsel zwischen Einzel- und Teamarbeit, sind Schritte in die richtige Richtung. Das Ergebnis solcher Studienorganisation wird eine bewußt erlebte Vielfalt von Inhalten, Konstellationen und Herangehensweisen sein. Damit ist auch die Partizipation am Zustand des Faches gemeint.

Pädagogische Ausbildungen können direkt über einen ihrer wichtigsten Inhalte – Handlungskompetenz – lebensweltliche Bedingungsstrukturen der Studierenden thematisieren und über diesen Weg Kenntnisse und Fertigkeiten mit allgemeinen Schlüsselkompetenzen (z. B. Informationsbeschaffung und deren Systematisierung) und personalen Kompetenzen (z. B. Kommunikations- und Teamfähigkeit) verbinden. Jenes Moment, das bei diesem Prozeß Fähigkeiten zur selbständigen Erschließung von Berufstätigkeit bildet, geht weit über Wahrnehmung und Beschrei-

bung eigener Lebenswelten hinaus. Der Vorgang beruflicher Sozialisation beginnt nicht erst mit der Aufnahme des Studiums. W. Gieseke stellt in ihrer Untersuchung zur beruflichen Sozialisation fest: »Berufswahl und Berufsbeginn sind ... die Kristallisationspunkte, worin die Ergebnisse bisheriger familiärer, schulischer, persönlichkeitsprägender Einflüsse kumulieren. Die Berufswahl ist aber auch die Übergangssituation, in der Zukunftsperspektiven entstehen, wo zwar noch auf der Basis vorhandener Lebensbedingungen entschieden wird, aber auch eine Suche nach Alternativen, nach Korrekturen des bisherigen Lebensweges erfolgt. Das betrifft sowohl qualifikatorische Vorstellungen als auch Wünsche, die sich im weitesten Sinne auf persönliche Selbstwertbestätigungen beziehen.«² So gesehen bildet das Studium einen entscheidenden Rahmen, in dem berufliche Sozialisation durch die Institution der Hochschule und studienbegleitenden Erfahrungen im Umgang mit dem Berufsprofil, dem Arbeitsmarkt, den existenzsichernden Arbeiten usw. stattfindet. Die Verantwortung der Studierenden für ihre Entscheidung, ein Studium mit äußerst unklaren Berufsperspektiven aufzunehmen, tritt in der Verantwortung der HochschullehrerInnen für ihre Klientel und der Qualität des Studiums gegenüber. In dieser Situation muß Raum vorhanden sein, die eigene Biografie zu reflektieren, Zukunft zu antizipieren und Modellhandlungen zu erproben. Die Öffnung des Studiums für solche Erfahrungen wäre keineswegs auf ein Flexibilisierungs- und Anpassungstraining für den Arbeitsmarkt ausgerichtet. »Veränderungsfähigkeit und -notwendigkeit ... heißt nicht Anpassung ... Es werden vielmehr eigene Handlungspläne und inhaltliche Perspektiven im Rahmen der vorgegebenen Spielräume entwickelt. Individuelle Qualifikationen, inhaltliches Engagement und sozialkommunikative Fähigkeiten auf der Persönlichkeitsebene stecken die verfügbaren Möglichkeiten ab, vorhandene Handlungsspielräume entsprechend zu nutzen und zu erweitern. ... Je weniger eine antizipatorische Sozialisation erfolgen kann, desto eher prägen institutionelle Bedingungen die tägliche Arbeit und selbst die Interpretation der beruflichen Inhalte.«³ Diese Einschätzung kann als Beleg dafür herangezogen werden, daß die Verengung des Faches Kunstgeschichte auf den tradierten Berufsfeldkanon und eine Wissenschaftspraxis, die sich ausschließlich an dieser Konstruktion orientiert, den formalen Charakter der Ausbildung zementiert. Die Erfahrung, schließlich nicht ans Ziel »ordentlicher Berufstätigkeit« zu gelangen, kann dann nur noch als »Mißerfolg« interpretiert werden.

Berufliche Sozialisation im Studium übernimmt die Funktion, Möglichkeiten der Identitätsbildung zu eröffnen oder einzuschränken. Die Forderung, Identität zu stiften, mag verwundern, wenn bisher behauptet wurde, daß die berufliche Praxis für die Anwendung kunstwissenschaftlichen Wissens für die Mehrheit der AbsolventInnen nicht bestehe. Mit »Identität« ist kein statischer Zustand gemeint, den man einmal erworben hat. Die Entwicklung eines »Selbstkonzeptes«, das Wechselverhältnis von Selbst- und Fremdwahrnehmung stellen ein »dynamisches Selbstsystem« dar, das sich im Rahmen der in der sozialen Umwelt gemeinsamen Vorstellungen und Orientierungen entwickelt und verändert.⁴ L. Krappmann geht in seiner Darstellung des Identitätsbegriffes davon aus, daß Identität »die Möglichkeit des Individuums ... beinhaltet, ... Autonomie gegenüber Fremderwartung und sozialen Zwängen zu bewahren.«⁵ Situationen, in denen die Entwicklung von Identität gefördert würde, unterstützen die Möglichkeit, sich stetig neu »auszubalancieren«. Die Chance, dies tun zu können, scheint mir konstitutiv für einen flexiblen und selbstbestimmten Um-

gang mit freiberuflicher Tätigkeit. Wird dieses »Ausbalancieren« in der Spannung zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung schon im Studium bewußt geübt und wahrgenommen, kann darüber der Grundstein für eine »Berufsbiografie« gelegt werden, in der sich Erfahrungen zu einem individuellen System beruflicher Handlungskompetenz aufschichten.

Die Kunstgeschichte kann in anderer Weise als die Pädagogik mit dem »Konzept der Lebenswelt« zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung und Aneignung werden. Die von R. Vierhaus auf dem 40. Historikertag (Leipzig, 1994) vorgebrachten Thesen zur »Rekonstruktion historischer Lebenswelten« zielen ebenfalls auf »die gesellschaftlich konstituierte, kulturell gestaltete, symbolisch gedeutete Wirklichkeit des Menschen ... Mit dem Konzept der Lebenswelt ... lassen sich strukturgeschichtliche Ansätze der Sozialgeschichte mit phänomenologischen Ansätzen der Kulturgeschichte verbinden und die Dichotomie zwischen objektiven Strukturen sozialer Wirklichkeit und subjektiven Vorstellungen von Wirklichkeit überwinden.«⁶

Die Kunstgeschichte als Geschichte lebensweltlich aufgeladener Medien kann ohne die Reflexion eigener Lebenswelt nur zum Teil verstanden werden. Hier läge der Ansatzpunkt unseres Faches, den »Sinn« zu stiften, den Studierende offenbar in den studienbegleitenden Jobs finden. Wenn in den biografischen Notizen des Beitrages B. meint, »es wurde an uns nichts herangetragen« (außer Fachwissen), so ist damit der Mangel an Sinnstiftung und Bildung für den Umgang mit Lebenswelt als Facette der Studienfachinhalte und ihrer berufspraktischen Bezüge gemeint.

Unter »Berufsfeldorientierung« verstehe ich die Information und selbständige Aneignung aller denkbaren beruflichen Praxissituationen von KunsthistorikerInnen in Lehrveranstaltungen, Projekten und Praktika. Sie kann eine wichtige begleitende Funktion einnehmen. Mehr Arbeit für KunsthistorikerInnen wird durch diesen Zugriff im Studium nicht geschaffen. Ebenso wird die beste Kenntnis über denkbare Berufsfelder die Chancen nur im Einzelfall verbessern. Es geht um die Entwicklung von Haltungen und Fähigkeiten, ehemals geschlossene Systeme beruflicher Arbeit zu flexibilisieren und das »Springen zwischen den Systemen« zu erlernen.

Das Studium sollte nicht ein Monolith bleiben, den man unveränderbar durchs Leben schleppt, – im schlimmsten Fall als lebenslange Belastung, – im besten Fall, wenn man ihn an einem Arbeitsplatz abstellen kann. Der Facettenreichtum der Studieninhalte und -erfahrungen sollte sich vielmehr flexibel auf unterschiedliche berufliche Lebenswelten übertragen lassen. Dabei wird es ein »Mehr« und »Weniger« originär fachgebundener Inhalte geben. Das frühzeitige Wissen darum, daß man mit dem großen alten Brocken des Kunstgeschichte-Studiums nicht weit kommen wird, soll ermutigen, viele kleinere Steine zu sammeln, die für neue Kombinationen von Inhalten und Erfahrungen zu nutzen sind.

So hat Willibald Sauerländer wohl doch unrecht. Er würde – hätte er in den letzten Jahren sein Studium der Kunstgeschichte erfolgreich abgeschlossen – nicht nur Würstchen verkaufen. Vielleicht täte er es manchmal, vielleicht wäre er Fahrradkurier und arbeitete halbtags am Verkaufsstand eines Museums? Wahrscheinlich schriebe er danach ein Exposé für einen befristeten Werkvertrag und säße abends in irgendeiner Arbeitsgruppe für ein Ausstellungsprojekt, das hoffentlich bezahlt wird, wenn die Haushaltssperre der Kulturbehörde wieder aufgehoben wird. Manchmal stellt er sich vielleicht vor, was aus ihm würde, wenn eine Bewerbung zur Festanstellung führte ... denn man wird ja noch träumen dürfen!

Anmerkungen:

- 1 Willibald Sauerländer, Zersplitterte Erinnerungen, in: Martina Sitt (Hg.), Kunsthistoriker in eigener Sache. Zehn autobiographische Skizzen, Dietrich Reimer Verlag, Berlin, 1990.
- 2 Wiltrud Gieseke, Habitus von Erwachsenenbildnern. Eine qualitative Studie zur beruflichen Sozialisation, Bibliotheks- und Informationssysteme der Universität Oldenburg, Oldenburg 1989, S. 55.
- 3 Ebenda, S. 52.
- 4 Lothar Krappmann, Identität, in: Dieter Lenzen (Hg.), Pädagogische Grundbegriffe, Rowohlt's Enzyklopädie, Band 1, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 715.
- 5 Derselbe, Identität, in: Harald Kerber/Arnold Schmieder (Hg.), Handbuch Soziologie, Rowohlt's Enzyklopädie, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 231.
- 6 Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten, in: Frankfurter Rundschau, Frankfurt am Main, 28.9.1994.